



Kinder entwickeln sich in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften nicht anders als in traditionellen Familienkonstellationen

Marias ohne Joseph

Wenn zwei Frauen ein Kind haben wollen, müssen sie oft krumme Wege gehen. Warum verhalten sich Ärzte und Politik so wenig familienfreundlich? **VON MARTIN SPIEWAK**

Als es kürzlich mal wieder darum ging, wie kompliziert das mit dem Kinderkrieg doch ist, da fragte ihr neunjähriger Sohn: »Wieso kann man Sperma eigentlich nicht in der Apotheke kaufen?« Das wäre doch am einfachsten. Da mussten die beiden Frauen lachen – vielleicht weil sie sich etwas Ähnliches im Geheimen auch schon gewünscht hatten.

Julia Pertuch und Nadine Kant* sind seit Langem ein Paar. Spätestens als sie sich vor vier Jahren auf dem Standesamt die Treue versprochen und in die gemeinsame Wohnung vor den Toren Hamburgs zogen, war ihnen klar: Sie wollten ein weiteres, ein gemeinsames Kind. Aus einer Beziehung mit einem Mann hatte Nadine ihren Sohn mit in die Partnerschaft gebracht. Den gemeinsamen Nachwuchs sollte deshalb Julia bekommen. Sie habe schon immer Mutter werden wollen, sagt Julia: »Nur hatte ich nicht damit gerechnet, wie anstrengend es werden würde.« Und wie demütigend.

Dass lesbische Frauen Kinder bekommen und schwule Männer Vater werden, scheint nichts Besonderes mehr zu sein. Und schon lange nehmen Schwule und Lesben Pflegekinder auf. Vor genau einem Jahr trat das Gesetz zur »Ehe für alle« in Kraft – und damit auch das Adoptionsrecht für gleichgeschlechtliche Paare. Zwar fehlen genaue Zahlen, aber mittlerweile dürften in Deutschland einige Zehntausend Kinder bei zwei Frauen oder zwei Männern aufwachsen. Und auch wenn manche Konservative mit den Erkenntnissen der Wissenschaft zu gleichgeschlechtlichen Eltern noch fremdeln – schon 2007 fasste eine Studie des Bundesjustizministeriums den internationalen Forschungsstand zum Thema so zusammen: »Lesbische Mütter und schwule Väter stehen in ihrer elterlichen Kompetenz heterosexuellen Eltern in nichts nach.«

Doch das Bild von der schönen bunten Welt der Regenbogenfamilien hat einen Makel: Bis heute ist der Weg zum eigenen Kind nicht nur für schwule, sondern auch für lesbische Paare

kompliziert. Das liegt an der Biologie – aber nicht nur. Denn noch immer weigern sich viele Ärzte, lesbischen Paaren zum Nachwuchs zu verhelfen; Krankenkassen bezahlen keine Kinderwunschbehandlungen, selbst wenn eine Unfruchtbarkeit vorliegt; die Anerkennung der Kinder wird durch rechtliche Hürden erschwert, die der Bundesgerichtshof gerade noch einmal bestätigt hat (siehe Kasten).

Warum verhalten sich Ärzte und Politik so wenig familienfreundlich? Weshalb müssen Paare wie Julia Pertuch und Nadine Kant ihr Kinderglück weiterhin in einer Schmutzwelt suchen und dabei ihren Nachwuchs um ein elementares Recht bringen: die Kenntnis seiner genetischen Herkunft?

Seit fast zwei Jahren sind die beiden Frauen nun auf der Suche nach einem geeigneten Samenspender. Sie wollen keine anonyme Spermprobe aus dem Ausland, sondern einen Menschen mit Namen und Gesicht, den ihr zukünftiges Kind kennenlernen kann, wenn es dies

wünscht. Anfangs überlegten sie, jemanden aus dem Freundeskreis anzusprechen. Am Ende trauten sie sich nicht: »Es fühlte sich irgendwie falsch an.«

Also sondierten sie im Netz. Sie recherchierten in Kontaktforen, meldeten sich bei einschlägigen Plattformen an, schalteten Anzeigen. Doch statt auf einen »vertrauenswürdigen Erzeuger«, wie sie ihn sich wünschten, trafen sie auf offene Homophobie (»Lesbenhexen«) oder ordinäre Männerfantasien (»Lass uns auf dem Klo eine Nummer schieben«).

Nach ein paar unangenehmen Dates schienen sie schließlich doch den Richtigen gefunden zu haben: einen Mittdreißiger, einfühlsam und intelligent, von dem sich das Paar verstanden fühlte. Mehrmals füllte der Mann auf der Toilette ein Glas mit seinem Sperma, während Julia im Nebenzimmer mit der Spritze in der Hand wartete. Dass sie nicht schwanger wurde, sieht sie heute als Segen. Denn der sympathische Spender entpuppte sich als wahre Samenschleuder, seit Jahren

Mitgefühl im widrigen Alltag

Was der Fall von Tania Singer für die Meditationsforschung bedeutet

Eines der eindrucklichsten Experimente der Meditationsforschung hat Tania Singer wohl anhand ihrer eigenen Person vorgeführt – unabsichtlich. Dass die bekannteste Empathieforscherin Deutschlands ausgerechnet wegen fehlender Empathie ihren Posten räumen muss, ist nicht nur menschlich tragisch; der Fall lehrt auch etwas über die Umsetzung meditativer Einsichten in die Praxis.

Denn er zeigt: Selbst die ausführliche Beschäftigung mit dem Thema Empathie ist keine Garantie für ein empathisches Verhalten. So lieferte Singer in ihren Studien am Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften in Leipzig jahrelang Belege zur Wirkung der »Mitgefühls-Meditation«, in Vorträgen (etwa auf dem Weltwirtschaftsforum Davos) und Interviews (auch in der ZEIT) plädierte sie leidenschaftlich für Mitgefühl statt Konkurrenz, für innere Ruhe statt äußere Hektik.

Doch im eigenen Labor gelang es ihr offenbar nicht, diesem Plädoyer zu folgen. Ihre Mitarbeiter klagten über Schikane und Mobbing, über ein Klima der Angst und des beständigen Drucks. Singer habe geschrien, gedroht und auf jeden Widerspruch persönlich beleidigt reagiert.

Nun wäre es ein Leichtes, das zum Anlass zu nehmen für Häme und Spott. Dabei hält der Fall ganz andere Lehren bereit.



Empathieforscherin Tania Singer muss zurücktreten

Die erste: Wie so oft setzte das Krisenmanagement der Wissenschaft zu spät ein. Statt den Vorwürfen beherzt nachzugehen, legte die Max-Planck-Gesellschaft (MPG) Singer nur eine Auszeit nahe. Erst als Journalisten über den Fall berichteten, berief die MPG eine Untersuchungskommission. Die stellte schließlich fest, Singer sei ein »erhebliches Führungsfehlverhalten« vorzuwerfen – worauf die einst gefeierte Forscherin nun ihren Direktorenposten räumt und der deutschen Wissenschaft den spektakulärsten Rücktritt des Jahres beschert.

Die zweite Lehre betrifft das Forschungsthema selbst: Man darf es Singer abnehmen, dass es ihr ernst war mit ihren Appellen zu mehr Mitgefühl. Warum aber ist sie selbst daran gescheitert? Weil es einen großen Unterschied macht, ob man Mitgefühl im geschützten Rahmen einer Meditationsübung entwickelt – oder unter den rauen Bedingungen des Alltags. Gerade das Wissenschaftssystem ist von Druck und Konkurrenz bestimmt; das verträgt sich schlecht mit Gelassenheit und Mitgefühl. An Tania Singers Geschichte kann man studieren, wie schwer es ist, eingefahrene Verhaltensweisen wirklich zu verändern – insbesondere unter widrigen Rahmenbedingungen.

Vielleicht führt dieser Fall ja zu einem Umdenken in der Meditationsforschung und zur Einsicht, dass es weniger auf die Hirnströme meditierender Probanden ankommt als auf die Umstände, die ein mitfühlendes Verhalten fördern – oder eben verhindern.

Tania Singer hat angekündigt, ihre Arbeit »außerhalb des Leipziger Instituts in kleinem Rahmen« fortzusetzen. Möglicherweise ist das gar kein Rückschritt, sondern für sie und das gesamte Forschungsfeld auch eine Chance.

ULRICH SCHNABEL

HALBWISEN

Gesunde Friseure

Barbiere, die Haarkümmerner des Mittelalters, wetzten ihr Messer nicht nur zum Haarschneiden. Sie zogen auch Zähne und ließen ihre Kunden zur Ader. In Kalifornien findet der Berufsstand des *barbers* jetzt zu seinen medizinischen Wurzeln zurück. Das Cedars-Sinai Smidt Heart Institute bestückte 52 Barbershops mit Blutdruckmessgeräten. Vor der Bart- oder Haarbearbeitung unterzog sich die männliche Kundschaft einer Blutdruckmessung. Kunden mit zu hohem Wert schickten die Barbiere zum Apotheker, der Medikamente verschreiben durfte. Ob wegen des Rasiermessers am Hals oder der gemütlichen Atmosphäre – die Intervention wirkte: Der obere Druckwert sank über ein Jahr von ungesunden 150 auf normale 120 Millimeter Quecksilbersäule. Es ist offensichtlich günstig, den Patienten dort abzuholen, wo er gerade ist – und sei es auf dem Friseursessel.

HAL

Co-Mutterschaft nur per Adoption

Bei heterosexuellen Paaren ist es einfach: Wenn die Frau ein Kind bekommt, gilt ihr Ehemann automatisch als der Vater. Auch ein durch Spendersamen gezeugtes Kind gilt von Geburt an als gemeinsames Kind. Bei lesbischen Paaren ist das anders. Nur die **leibliche Mutter** bekommt die Elternschaft, ihre Partnerin muss sich das Recht über eine **Stiefkind-Adoption** erwerben, selbst wenn die beiden Frauen verheiratet oder verpartnert sind. Das Adoptionsverfahren dauert

lange – oft über ein Jahr – und ist belastend. Wie bei jeder Adoption prüft ein **Jugendamt**, ob die Co-Mutter sich für die Elternschaft eignet. Gefragt wird nach ihrer Gesundheit, den Vermögensverhältnissen und dem **Vorstrafenregister**. Auch die leibliche Mutter muss über all das Auskunft geben, obwohl es im Adoptionsverfahren um ihre Partnerin geht. Die Einführung der »Ehe für alle« hat diese Praxis nicht verändert. Im Gegenteil, vergangene Woche hat der Bundes-

gerichtshof diese **Ungleichbehandlung** noch einmal bestätigt. Die Richter wiesen die Klage einer Frau ab, die ihre Lebenspartnerschaft in eine Ehe hatte umwandeln lassen und kurz darauf ein durch Spendersamen gezeugtes Kind bekam. Das Gesetz, so das Gericht, sehe die **automatische Elternschaft** ausdrücklich nur für Väter vor (»Vaterschaftsvermutung«). Wolle die Politik daran etwas ändern, müsse sie das Gesetz reformieren.

SPI

*Namen geändert